

Einleitung. Schrift und Herrschaft

Versuch einer diachronen Standortbestimmung einer komplizierten Beziehung

Klaus Freitag, Christoph London, Ines Soldwisch

Schrift und Herrschaft und ihre facettenreiche Beziehung zueinander standen im Zentrum einer Tagung, die am Historischen Institut der RWTH Aachen vom 07.02.2020 bis zum 08.02.2020 unter dem Titel »Schrift ohne Herrschaft. Herrschaftsverhinderung, Herrschaftsbestreitung und Herrschaftsumgehung im Medium der Literalität« stattgefunden hat. Die Veranstaltung wurde großzügig unterstützt vom Förderverein der RWTH (proRWTH). Dabei stand die Frage im Vordergrund, ob man in verschiedenen Epochen und Gesellschaften Schrift immer nur als Instrument zur Absicherung von Herrschaft betrachten kann. Es wurde herausgearbeitet, dass vom athenischen Scherbengericht bis zur Samisdat-Presse Schrift und Schriftlichkeit auch der »Bestreitung« oder »Einhegung« von Herrschaft dienen konnten, auch wenn Literalität und Macht immer in einem prekären Verhältnis zueinander standen. In den Beiträgen wird auf ganz unterschiedliche Weise diskutiert, wie Bemühungen systematisch unterlaufen wurden, Schrift stets unter Kontrolle der Herrschaft zu halten. Die politische Geschichte der Schrift ist demnach auch ein ständiger Kampf um ihre herrschaftliche Einhegung bzw. ihre subversive Entgrenzung.

Die Tagung und auch der vorliegende Sammelband folgten einem sowohl interdisziplinär als auch epochenübergreifend angelegten Ansatz.¹ Der diachrone Bogen ist weit gespannt, er reicht vom klassischen Griechenland und

¹ Ein ausführlicher Bericht zur Tagung findet sich unter: London, Christoph: Tagungsbericht: Schrift ohne Herrschaft. Herrschaftsverhinderung, Herrschaftsbestreitung und Herrschaftsumgehung im Medium der Literalität, 07.02.2020 – 08.02.2020 Aachen, in: H-Soz-Kult, 06.04.2020, (<http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-8718>).

der Spätantike über das Früh- und Hochmittelalter und die beginnende Neuzeit bis in die Zeitgeschichte hinein. Die genuin historischen Fragestellungen wurden dabei durch wissens- und wissenschaftsgeschichtliche Perspektiven und methodische Ansätze aus Literaturwissenschaft, Ethnologie und Soziologie bereichert.

Das Thema ist zu verbinden mit einer wissensgeschichtlichen Ausrichtung, die auch das besondere Profil des Historischen Instituts der RWTH Aachen ausmacht. Das Institut besitzt einen starken Forschungsschwerpunkt in der Geschichte der Wissenskulturen, in der die Generierung, Verhandlung und Verwendung von Wissen und die Interaktionen zwischen Wissen, Wissenschaft, Gesellschaft und Politik ausgeleuchtet werden. Damit ist die grundsätzliche Frage nach der wissensgestützten Aneignung der Welt in verschiedenen Zeiten und Gesellschaften gestellt. Der Begriff der Wissenskultur ist dabei untrennbar mit der Kulturpraxis des Schreibens verbunden, mit der Wissen kodifiziert und transferiert werden kann. Geschichtswissenschaft hat sich lange Zeit mit einem exklusiven Zugriff auf schriftliche Quellen konzentriert, die aus unterschiedlichen Schriftkulturen stammen. Diese Schriftkulturen führen aus einem Zustand der »Geschichtslosigkeit« heraus und viele Historikerinnen und Historiker sind sich heute der Konsequenzen sehr bewusst, die darauf beruhen, dass man es vor allem für eine Rekonstruktion der vormodernen Geschichte fast ausschließlich mit schriftlichen Zeugnissen von Wissenskulturen zu tun hat, die vor dem Hintergrund von Herrschafts- und Machtinteressen und Diskussionen über diese entstanden sind. Daraus ergeben sich epochenübergreifende Fragestellungen, wenn nach dem Stellenwert von Schriftlichkeit in verschiedenen historischen Gemeinwesen und der Regelung des Zugangs zu dieser Kulturtechnik gefragt wird. Dabei wurde bislang vor allem konstatiert, dass Schrift und Schriftlichkeit oftmals im Dienste der Herrschenden gestanden haben. Um diese Perspektive gewissermassen einmal umzukehren, wird in diesem Sammelband das Ziel verfolgt, der Rolle der Schrift in »herrschaftsfreien« Gesellschaften und im Sinne eines »Diskurses von unten« auch einer Funktionalisierung des Mediums der Literalität für die Herrschaftskritik oder Herrschaftsvermeidung nachzuspüren. RÜDIGER HAUDE (Aachen) hat eine ausführliche Einleitung verfasst, in der er diese Fragestellungen in einen methodisch-theoretisch fundierten Rahmen hineinstellt.

Im ersten Teil des Sammelbands stehen vormoderne Gesellschaften im Vordergrund. Bereits Bowman/Woolf haben für diese einen immanenten und geradezu symbiotischen Charakter zwischen Schriftlichkeit und Herr-

schaft angenommen. Schrift sei beispielsweise in antiken Gesellschaften nahezu ausschließlich dazu eingesetzt worden, Herrschaftsansprüche zu konstituieren oder bestehende Machtgefüge zu legitimieren.² In Anlehnung und Abgrenzung zu diesen Überlegungen beschäftigt sich KLAUS FREITAG (Aachen) mit dem Ostrakismosverfahren im klassischen Athen des 5. Jh. v. Chr. Er greift ein viel diskutiertes Phänomen auf, dessen Quellengrundlage sich nun durch eine neue Publikation von Stefan Brenne entscheidend erweitert hat.³ Brenne hat vor kurzem viele Tausend Ostraka publiziert, die im Kerameikos, einem antiken Stadtteil Athens gefunden worden sind. Insgesamt stehen nun über 10.000 Scherben zur Verfügung, die das Bild von der Bedeutung von Schrift und Schriftlichkeit in Athen in einer weitgehend von mündlichen Diskursen geprägten Gesellschaft vervollständigen. Die mit Namen beschriebenen Scherben dienten als Stimmtäfelchen, mit denen über eine zehnjährige Verbannung eines Athener entschieden wurde. Diese Stimmscherben bezeugen eine »politische Schriftlichkeit«, die darauf hindeutet, dass der Großteil der männlichen athenischen Bevölkerung keine reinen Analphabeten gewesen und die Kenntnis der Schrift in der athemischen Gesellschaft keineswegs nur wenig verbreitet gewesen ist. Es gab in Athen eine breite und starke Mittelschicht, die in vielfacher Hinsicht planend und vorausschauend handelte und den Wert des Einsatzes von Schriftlichkeit durchaus zu schätzen wusste. Jeder Bürger konnte im Rahmen des Ostrakismosverfahrens die Gelegenheit nutzen, innerhalb der vorgegebenen engen materiellen Grenzen mit Ostraka schriftlich seine persönliche Meinung zu äußern. Um dies zu erreichen, organisierte man ein politisches Verfahren, in dem für jeden frei verfügbares Schreibmaterial zur Anwendung kam.

CHRISTOPH LONDON (Aachen) beschäftigt sich mit einem besonderen Motiv in der spätantiken Historiographie. Insgesamt lässt sich in den historiographischen Texten dieser Epoche ein sprunghafter Anstieg von Aussagen und Urteilen konstatieren, die die Lese- und Schreibfertigkeiten der herrschenden Kaiser thematisierten. In der Geschichtsschreibung wurden auffallend oft die individuellen Schriftkenntnisse und der Bildungsgrad der einzelnen Kaiser angesprochen und ein entsprechender Mangel scharf kritisiert. Solche Aussagen über ein vollkommenes Analphabetentum eines

2 Vgl. Bowman, Alan K./Woolf, Greg: Literacy and Power in the ancient World, in: Dies. (Hg.), *Literacy and Power in the ancient World*, Cambridge/New York/Melbourne 1994, S. 1-16, hier S. 2.

3 Brenne, Stefan: *Die Ostraka vom Kerameikos*, Teilband 1 + 2, Wiesbaden 2018.

Herrschers sind aus der früheren Kaiserzeit nicht überliefert und auch undenkbar. Sie sind vor allem angesichts des historischen Wandels zum spätantiken Palastkaisertum erkläруngsbedürftig, in dessen Rahmen sich die Kaiser immer stärker auf ihren Verwaltungsapparat verlassen mussten. Diese »Bürokratisierung der Herrschaft« wird gemeinhin mit der Abkehr von der aktiven militärischen Herrschaft eines Kaisers hin zu einem zentralistischen Kaisertum in Verbindung gebracht, das sich auf einen effizienten und spezialisierten Beamtenapparat stützen konnte. Von daher hätten die Kaiser nicht mehr zwangsläufig eigene Schriftkompetenzen zur Ausübung ihrer Herrschaft benötigt. Christoph London verweist vor allem auf soziale Wandelungsprozesse, denen das Kaisertum im 3. und 4. Jh. n. Chr. ausgesetzt war. Die Kaiser stammten immer seltener aus dem Kreise einer Senatsaristokratie und verfügten stattdessen immer häufiger über einen soldatischen Hintergrund und damit einhergehend über einen niedrigeren sozialen Status. Kenntnis der Schrift und ein darauf basierendes Bildungsideal waren in diesem Kontext nicht mehr selbstverständlich. Dieses Ideal verwendeten die spätantiken Geschichtsschreiber jedoch als Kategorie, um über kaiserliche Herrschaft zu urteilen. Sie unternahmen somit den Versuch, tradierte Bildungsmodelle in eine neue Ordnung zu überführen. Zur Wahrung und Absicherung dieses Ideals trugen die Historiographen dieser Zeit entscheidend bei, wenn sie wie Aurelius Victor und Eutropius die althergebrachten senatorischen Werte hochhielten und so eine »Herrschaft ohne Schrift« ablehnten. Die Beherrschung oder Nichtbeherrschung der Schrifttechnik durch römische Kaiser wurde zu einem entscheidenden Kriterium ihrer Kritisierbarkeit.

Die lange Übergangszeit zwischen Spätantike und Frühmittelalter nimmt HENDRIK HESS (Bonn) in den Blick, der vor allem die Schriften der gallischen Bischöfe Sidonius Apollinaris, Ruricius von Limoges und Avitus von Vienne aus dem ausgehenden 5. und frühen 6. Jh. n. Chr. ins Zentrum seiner Argumentation rückt. In dieser Phase kam es zu einer Desintegration der römischen Herrschaft und deren Ablösung durch die Etablierung autonomer Herrschaften der Visigoten, Burgunder und Franken auf ehemals römischem Boden. Gallien war in dieser Zeit von heterogenen politischen, religiösen, sozialen und kulturellen Dynamiken geprägt. Die institutionelle Integrität des weströmischen Imperiums schwand im 5. Jh. zunehmend, sodass Bereiche, die ehemals zum Kerngebiet des Reiches gehörten, zur Peripherie wurden. Die gallischen Bischöfe setzten sich auf unterschiedliche Weise mit diesen einschneidenden Wandelungsprozessen auseinander. Man kann sie als »Über-

gangsrömer« bezeichnen, die sich vergleichsweise schnell und problemlos mit den neuen Herrschern arrangieren konnten. Vor allem waren sie gezwungen, das früher selbstverständliche Streben nach römischen Ämtern aufzugeben. Der traditionelle *cursus honorum* war ihnen nun verschlossen. Sie blickten in ihren Texten fortan nicht mehr auf die zunehmend bedeutungslose imperiale Herrschaft, sondern vielmehr auf ihre Bildung als Standesmerkmal. Man erkennt hier einen Diskurs der ›alten‹ römisch-stämmigen Oberschicht und poetologisch-performative Strategien, mit dem ›Herrschaftsvakuum‹ umzugehen und auf die sich verändernde politische Umgebung zu reagieren. Die Angehörigen einer alten Elite wurden durch eine fundamentale »Herrschaftstransgression« in die neuen Zeiten hinübergeführt, die von grundsätzlich veränderten politischen Rahmenbedingungen geprägt waren. Imperiale Herrschaft wurde aus den *litterae* verdrängt und geriet aus dem Fokus der Texte. Stattdessen trat die Bildung in den Mittelpunkt des Selbstverständnisses der Oberschichtsangehörigen.

GIUSEPPE CUSA (Aachen) beschäftigt sich mit den Verhältnissen in ostoberitalischen Städten im 13. und 14. Jahrhundert und mit politischen Auseinandersetzungen, die auch nach der Konstituierung und Konsolidierung der Kommunen und Signorien anhielten. In einer äußerst dynamischen Zeitspanne rangen unterschiedliche Faktionen in den Kommunen oftmals blutig um Macht und Einfluss, städtische Gemeinwesen verloren ihre Autonomie oder gerieten unter die Alleinherrschaft eines Signore. Die Akteure waren auch regional vernetzt. Deswegen kam es nicht nur zu intra-, sondern auch zu interkommunalen Zusammenstößen. Mit diesen Themen hat sich auch die zeitgenössische Geschichtsschreibung beschäftigt. Inmitten der gesellschaftspolitischen Veränderungen durchbrachen Laien das Monopol der Geistlichkeit, Geschichte zu schreiben. Laikale Geschichtsschreiber wie Rolandino, der anonyme Verfasser des *Chronicon Marchiae Tarvisinae et Lombardiae* sowie – im frühen Trecento – Albertino Mussato verfolgten die Absicht, in Grundsatzdiskussionen signorile Herrschaft abzuwenden. Die Geschichtsschreiber aus dem Zeitalter der Kommunen und Signorien waren in der Regel direkte Zeugen der Geschehnisse und standen als Schreiber oder Beamte oftmals im Dienst der beteiligten Kommunen und Herrscher. Sie gehörten fast ausnahmslos zum politischen Establishment und machten sich daran, die städtischen Gemeinwesen nicht nur zu lenken, sondern auch deren Erinnerung zu bewahren und zu formen. Sie waren keine neutralen, sondern parteiische Berichterstatter. Ihre Schriften stellen eine wichtige Quelle für eine Herrschaftskritik dar, die sich auf intra- und interurbane Anlässe beziehen.

THOMAS KIRCHNER (Aachen) geht in seinem Beitrag der Frage nach, inwieweit Frauen über das Medium von Bittschriften oder Supplikationen Macht in politischen Konflikten ausüben konnten. Er diskutiert, wie eine Gruppe katholischer Frauen den Verlauf langwieriger religionspolitischer Streitigkeiten um die Reichsstadt Aachen beeinflusste, indem sie im November 1580 eine Bittschrift an Gesandte Kaiser Rudolfs II. überreichten. Dabei war es von entscheidender Bedeutung, wie sich die in der Frühen Neuzeit für solche Bittschriften etablierten formalen Vorgaben und inhaltlich-sprachlichen Gewohnheiten in die Dynamik eines konkreten Konflikts um den konfessionellen Status einfügten.

In einem ethnologisch inspirierten Beitrag über die Hanunoo-Mangyan, eine philippinische Hochland-Ethnie, demonstriert RÜDIGER HAUDE (Aachen), dass Schriftlichkeit nicht nur in den Dienst herrschaftsoppositioneller Akteure treten kann, sondern auch Vergesellschaftungsformen stabilisieren kann, in denen es überhaupt keine Herrschaftsinstanzen gibt. Auf der Flucht vor aggressiven Nachbarn nahmen die Hanunoo die alte philippinische Schrift mit ins Hochgebirge, wo sie exklusiv für Briefkorrespondenz und die Aufzeichnung von Gedichten genutzt wurde. Schrift hatte hier, anders als in den anderen Fallstudien des Bandes, eine rein sozialintegrative Funktion.

INES SOLDWISCH (Aachen) untersucht in ihrem Beitrag, wie und in welchem Rahmen und Handlungskontext in einem System totalitärer Herrschaft wie der DDR, Gegnerschaft und/oder Opposition öffentlich werden konnte. Sie analysiert anhand der Samisdat-Schriften, wie Gegnerschaft verschriftlicht ihren Ausdruck fand in einem Herrschaftssystem, das auch die Schriftlichkeit kontrollierte und in Form der Zensur unter »Gehorsam« stellte.

Ein wichtiger Beitrag von KARINA KELLERMANN (Bonn) konnte aus unterschiedlichen Gründen leider nicht in die vorliegende Publikation aufgenommen werden. Karina Kellermann setzte sich mit dem Braunschweiger Publizisten Hermann Bote auseinander. Er beschäftigte sich am Übergang vom 15. zum 16. Jh. mit tagespolitischen Ereignissen in seiner Heimatstadt. Hermann Bote erscheint als typischer Vertreter einer neuen städtischen Laienbildung. Mit seinem »oppositionellen Schrifttum« habe er zeitgleich mit anderen Autoren nicht nur ein neues literarisches Feld, sondern auch ein neues »soziales Feld« betreten, in dem er sich an eine Öffentlichkeit wandte. Mit literarischen Mitteln und seinem sprachlichen Instrumentarium formulierte Bote sowohl seine obrigkeitkritischen und polemischen Invektiven als auch idealisierende und Unterschiede nivellierende Appelle zu Harmonie und Einigkeit. In Auseinandersetzung mit dem Spezialfall Hermann Bote, vor al-

lem mit seinem »Schichtbuch«, die chronikartige Darstellung der städtischen Unruhen von 1292 bis 1513, und seinen historisch-politischen Ereignisliedern zu den inner- und außerstädtischen Konflikten hat sich Karina Kellermann grundsätzlich mit den Möglichkeiten der Publizistik im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit beschäftigt. Hermann Bote habe auch zwischen verschiedenen Rollen gewechselt und sich bemüht, seine Autorschaft aus Angst vor Repressalien zu verschleiern. Grundsätzlich verfolgten diese unterschiedlichen Rollen immer das Ziel, Herrschaftskontrolle durch öffentliche Meinung durchzusetzen.

Auch der Beitrag von JOCHEN SCHWENK (Darmstadt) konnte leider nicht veröffentlicht werden. J. Schwenk setzte sich mit dem »hochpolitischen Schreibstil« Walter Benjamins auseinander und verfolgte das Ziel, Strategien und Begründungen von Herrschaftskritik und -vermeidung bei diesem Autor näher zu beleuchten. Ausgangspunkt war dabei die Weigerung Benjamins, sich an der von Martin Buber und Salman Schocken herausgegebenen Zeitschrift »Der Jude« und damit an einem »politisch wirksamen Schrifttum« zu beteiligen. In einem Schreiben vom 17. Juli 1916 an Buber begründet Benjamin diesen Schritt mit einem Verweis auf den »sachlich und zugleich hochpolitischen« Stil des Schreibens, dem er sich verpflichtet fühle. Das Zeitschriftenprojekt Bubers folge dagegen einer geradewegs entgegengesetzten Richtung. Der hochpolitische Schreibstil Benjamins hingegen sei dem nicht-instrumentellen und damit herrschaftsfreien Charakter der Sprache verpflichtet. Den »anarchistischen Impuls« Benjamins, Sprache als nicht-instrumentelles Instrument zu begreifen, bringt Jochen Schwenk mit dem »metaphysischen Anarchismus« der Jugendjahre zusammen. Dieser »metaphysische Anarchismus« sei später von einem »theokratischen Anarchismus« abgelöst worden, der die Grundlage für Benjamins Sprachtheorie und den Stil des »sachlichen und zugleich hochpolitischen Schreibens« darstellte.

Wir danken herzlich ARMIN HEINEN (Aachen), der die Tagungsbeiträge mit abschließenden Worten zusammengefasst hat und der dabei wie immer die Ordnung von Ideen im Blick hatte. Er hob hervor, dass sich Medien und mediale Strategien, mit denen Herrschaft schriftlich kritisiert wurden, in den verschiedenen Epochen und Gesellschaften, die in den Blick genommen wurden, überraschenderweise sehr ähnelten. Unterschiedlich sei hingegen die Einstellung der Schreibenden zu den Herrschenden. Während die Kritik sich in vormodernen Zeiten vor allem gegen einzelne Herrscher richtete, sei in der Moderne auch das durch Sprache tradierte und kodifizierte Herrschaftssystem im Allgemeinen in Frage gestellt worden.

Die Durchführung der Tagung und die Realisierung des nun vorliegenden Tagungsbandes wären ohne viele helfende Hände nicht möglich gewesen. Besonders verbunden sind wir den Referentinnen und Referenten und Autorinnen und Autoren, die sich auf unsere Idee, über Schrift, Herrschaft und Macht zu reflektieren, eingelassen haben. Wir danken für ihre erhebliche finanzielle und sonstige Unterstützung der Gesellschaft proRWTH, der Freunde und Förderer unserer Universität angehören. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Lehrstuhls für Alte Geschichte, besonders Christine Paulus, Pia Bußmann, Maike Kolander, Janick Paulus und Michael Hutmacher, haben sich als verlässliche Helfer in allen organisatorischen Fragen erwiesen.